

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 5

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5
XVI. Jahrgang
1926

Bern
30. Januar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Wintersturm.

Von U. W. Züricher.

Schnee fegt um weiße Halden,
Im Walde Stöhnen, Heulen, Krachen;
Und von den Felsen stürmen
Gespinstig graue Nebeldrächen.

Wie das die Seele läßt,
Das alte herbe Herz erfrischt!
Und Müdigkeit und Sorgen
Sind alle wieder weg gewischt.

Wie Spannkraft, Frohmut wachsen
In wilder Winterherrlichkeit,
Und schlaff gewordne Liebe
Wird wieder stark und kampfbereit.

(Aus: „Wegspuren“).

Lebensdrang.

Roman von Paul Tilg.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

5

Drittes Kapitel.

In einer Märznaht um die zwölften Stunde kam Martin Link von einer Geschäftsfahrt zurück und begab sich vom Bahnhof ins Hotel „Sankt Jakob“, dem Rendezvous der Spekulanten, wo er seinen Herrn noch anzutreffen hoffte.

Das Café war fast leer. An zwei, drei Tischen in den Ecken des Separatraums saßen noch einige hartnäckige Spieler vor den gehäuften Banknoten und Goldstücken, um deren Gewinn die Leidenschaften entbrannten. Es waren vorwiegend Israeliten von jenseits des Rheins, die das Zürich der Gründerzeit zur gesegneten Basis schneller Bereicherung machten und der einheimischen, schwerfälligen Handelswelt die ergiebigsten Ernten vorwegnahmen. In der Tat bestand die weitverzweigte Gilde der Güterspekulanten zur Mehrheit aus Juden, Vieh- und Getreidehändlern, denn das Geschäft erforderte listige, skrupellose Gesellen.

Diese Sippschaft — begünstigt durch ein vielgestaltiges Zusammentreffen von Ursachen und Wirkungen, die das Wachstum der Stadt, die großen Unternehmungen Industrieller, der Andrang des Landvolks hervorriefen — besaß geradezu diktatorische Gewalt. Sie schrieb der Bevölkerung — namentlich den armen Klassen — schwerwiegende unumgängliche Gesetze vor, legte ihr auf Jahre hinaus hohe Lasten auf, ohne daß sich die Bürger, die nur ein beängstigendes unterirdisches Rumoren zu hören meinten, solcher Gewalttaten bewußt gewesen wären. Diese Virtuosen des Erwerbes säuberten die Hänge des Zürichberges sowie große Streden des Limmattales, der Seeufer von kleinen Ansiedlungen und Bauerngehöften. Sie verstanden es meisterhaft, die Quellen des wirtschaftlichen Aufschwunges eines ganzen Landes ihren eigenen Gebieten zuzuführen, so daß

die letzteren Goldhaufen anstatt armseliger Feldfrüchte einzutragen. —

Durch falsche Marme angelockt, strömten von allen Seiten her Tausende in die glückverheißende Stadt, große Fabriken wurden gebaut, Gießereien, Spinnereien und Dampfwerke jeglicher Art, die ihrerseits wieder weitläufige Arbeiterviertel im Gefolge hatten. Von einem Monat zum andern sah man neue Straßen entstehen, links der Sihl die einförmigen Proletarierhäuser, die sich alsbald mit einer aus allen Landen zusammengewürfelten Menschheit anfüllten, während die aussichtsreichen Gebiete des Zürichberges mit billigen, geschmacklosen Villen übersät wurden. Die neue Stadt sah aus wie eine eilfertige Fabrikarbeit mit schlechten „Nähten“.

Lange blieben die Spekulanten die Herren der Situation. Sie horchten angestrengt auf den Pulschlag der Entwicklung, den sie zu beschleunigen wußten, und danach richteten sich ihre Operationen. Auch die Behörden sahen sich ratlos in den Dienst dieses zweifelhaften Aufschwunges gestellt, neue Verkehrswege mußten geschaffen und Konzessionen erteilt werden, was eine fortlaufende Wertsteigerung der Spekulationsgebiete bewirkte.

Riesenhohe Reichtümer flossen da binnen kurzer Zeit zusammen. Manche altehrbare Observanz im städtischen Handelsleben geriet in heftiges Schwanken, als sich junge Emporkömmlinge im Besitztum mit den ältesten Häusern des Talakers messen durften.

Unter sich zwar — so wenig dies auch rückbar wurde — lagen diese Leute — so Jud' wie Christ — in gehässigem Kampf. Sie überwachten sich gegenseitig auf Schritt und Tritt, jeder suchte den andern zu schädigen, zu überlisten, zu vernichten.

Dies war das Milieu, von dem sich Martin Link für seine Zukunft große Dinge versprach. Einstweilen war er freilich wenig mehr als ein Wind- und Spürhund unter der Leitung eines bewährten „Adepten“. Aber er wollte die Augen offenhalten, die gute Stunde nicht versäumen.

Da er jetzt seinen Herrn im Café nicht mehr vorfand, begab sich Martin nach dessen Wohnung. Sein Auftrag schien ihm wichtig.

Als er vor die „Goldene Sichel“ kam, fand er jedoch sowohl das Restaurant als die Haustür geschlossen und nur noch ein Fenster der Maagschen Wohnung erleuchtet. Sollte er läuten? Ralt genug war's, um einem das lange Zaudern zu verleidet. Die Abzugsrinnen am Straßenbord waren von einer dünnen Eisschicht überzogen, darüber das unheimlich flackernde Licht der Laternen huschte. Nebel drückten auf die Stadt. Vom See her stürmte ein rauher Wind.

Martin ging immerhin geraume Zeit unschlüssig auf und ab, bis er von der nahen Straßenkreuzung her laute, johlende Stimmen vernahm und sich erinnerte, daß vor wenigen Tagen in diesem Quartier zwei friedliche Wanderer von betrunkenen Meckgernechteten hingemordet worden waren; da floßte ihm sein eigener Schatten Furcht ein. Er trat rasch in die Torwölbung.

Auf den Taster drückend, hörte er fast entsezt die Klingel ertönen. Und nun fror's ihn wirklich am ganzen Körper, wie über ihm ein Fenster geöffnet und mürrisch gefragt wurde, wer denn so spät noch klingele.

„Ich bin's — Link. Verzeihen Sie. Ich habe noch etwas abzugeben.“

„Ah, Sie sind's? Ich öffne sofort“, kam es in freundlicher Eile zurück.

Das war Frau Maags Stimme gewesen.

Während einiger Minuten, bis Martin ihre Schritte im Flur vernahm, verlor er sich in einem Taumel von Eingebungen und Visionen. Wie seltsam, durchgreifend hatte sich in vier kurzen Wochen sein Leben verändert! Auch ohne die Verlockungen des Goldes war in seiner Seele beständig ein geheimnisvolles Flüstern von Dingen, die sich ihm noch offenbaren sollten!

Seine Ahnungen irrten nicht mehr ziellos in die Ferne, sie fanden alles Wünschbare unbegreiflich nahe gerückt. Des Morgens, wenn er aus sündhaft schönen Träumen erwachte, war seine Brust musikfüllt. Hatte er überhaupt noch eine Sorge, so war es die, wie er ohne Jammer, ohne Szenen aus der ärmlichen Häuslichkeit seiner Mutter scheiden könnte, denn es lag nicht mehr in seiner Macht, ihre ängstlich forschenden Blicke und Fragen zu ertragen, ihre Zärtlichkeiten zu dulden. Der Weg nach Hause wurde ihm von Tag zu Tag schwerer. Dabei fing er an, sich Gedanken zu machen, ob ein Mensch, selbst wenn es eine liebende, einsame Mutter war, das Recht habe, sich mit Leib und Seele an den andern zu klammern. — Ein mißmutiges Herumschlendern kannte er nicht mehr. Seine Stunden waren ausgesfüllt.

Früher war's ihm ein tägliches Bedürfnis gewesen, die Bahnhofstraße abzusuchen, hinter Mädchen herzujagen und sie zu verfolgen wie ein Sturmwind. Jetzt fiel es ihm nicht mehr ein, zu fragen: „Wer mag sie sein?“ und: „Ob ich eine dreiste Anrede wage?“ — kaum, daß er noch ein

oberflächliches Wohlgefallen verspürte, wenn er zufällig einem hübschen Mädchen begegnete.

Seine Sinne waren — wie das dunkle Wort sagt: „besessen“.

Ja, endlich hatte ein unschätzbares Schicksal sein Dasein lebenswert gestaltet; vielfarbige Möglichkeiten lagen in der Lust, namenlose Dinge, die einen bestridenden Schleiertanz aufführten vor seiner helläugigen Phantasie. Mit Schaudern gedachte er jetzt des monotonen Lebens in der Kanzlei auf dem amtlichen Drehstuhl, der kleinlichen, peinlichen Faszikelwelt, fühlte er die Qual hinter sich, den Kontrast zwischen Wirkeln und Wollen.

Und dann wieder strömten die Gefühle mit Macht zurück an die Quelle des Glücks... zum Bilde der schönen Frau, die alle seine Herzengewalten mit liebevollem Magnetismus in ihre gastliche Seele leitete.

Mit welch zarter Vorsicht begegnete sie seiner ersten, unbeholfenen, fast demütigen Schüchternheit! War er bisher nicht aus und ein gegangen in ihrem Hause wie ein Tölpel, scheu und bekommnen an ihr vorbeigestrichen, immer in Nöten und Nöten, sowie sie nur ein Wort an ihn richtete?

Er zitterte, wenn er den Duft ihrer Kleider einsog, war wie ein Spielball ihrer Schritte — und den Rhythmus ihrer Bewegungen trug er in sich wie jubelnde Tanzweisen. Er litt Folterqualen unterdrückten Zornes als Zeuge der feindseligen, hohnvollen Reden, womit ihr der brutale Gatte das Leben vergällte. Namenlos aber war seine Bitterkeit, wenn er mit ansehen mußte, wie die angebetete Sonne seines Herzens einem andern strahlte!

Nun stand er da... tief in der Nacht, in Frost und Grauen... und wartete auf ihr Erscheinen. In langen Pausen fuhr der Wind heulend um die Ecke; einem eiligen Bassanten, der beide Hände in den Rocktaschen wärmt, riß er boshaft den Filz vom Haupt, der dann in kurzen, unberechenbaren Etappen durch den Straßenlot geschleift wurde. Die Fenster der Laternen wimmerten. Weder Mond noch Sterne waren zu sehen. Aber einmal erschrak Martin ganz irrsinnig vor einem Hund, der offenbar seinen Herrn verloren hatte und nun wie toll hin und her, kreuz und quer sprang.

„O Gott!“ fuhr es plötzlich, blasscheinartig aus seiner Verwirrung, „jetzt wird etwas Selbstames mit mir geschehen!“

Ein schwelendes Verlangen brauste durch seine Adern, indes eisige Frostschauer über ihn ergingen.

Ihr kühn in die Augen blicken, seine Hingabe, den heißen Liebeswunsch in einem einzigen Blick ausströmen lassen — das wollte er. Aufatmend von Beschwerden lauschte Martin ihren Schritten. Schon schwankte der Lichtschein im Treppenhaus. Die Tür öffnete sich knarrend. Er fuhr zusammen und stand dann vor ihr, die, eine Lampe hochhaltend, seiner harrte, — mit hochgehobenem Hut, bleich, bebend. So stand er da, in mitleidiger Unbeholfenheit. Wie er sie anblieb: unsicher, niedergleitend, war nichts weniger als Inbrunst in seinen Augen zu lesen.

„Es ist mir leid, daß ich Sie störte, ich weiß nicht, ob mein Auftrag eilt!“ bedauerte er leise, halb heißer.

Frau Klara betrachtete ihn überrascht.

„Wie lange haben Sie denn vor der Tür gewartet? Sie frieren ja zum Erbarmen. Einfach frank seien Sie aus!“

Da wich seine Beklemmung etwas.

„Oh, ich war von jeher eine verfrorene Seele. Es ist ja auch wirklich kalt.“ Wie zur Bestätigung dessen schlugen seine Zähne aufeinander.

„Mein Mann schlafst schon lang. Er hat Sie nicht mehr erwartet. Aber kommen Sie schnell mit herauf. Eine Tasse Tee wird Ihnen nicht schaden. Kommen Sie!“

Sie sagte das so harmlos, in mütterlicher Bevorsicht, während sie die Tür schloß, ohne den geringsten verdächtigen Tonfall in der Stimme. Dennoch erschrock Martin wie vor etwas Ungeheuerlichem. Nur mit aller Beherrschung gelangen ihm einige bejahend dankende Worte.

An der Treppe schritt sie voran.

Frau Maag hatte ein blutrotes Seidentuch um Hals und Schulter geworfen und trug ein einfaches

Morgenkleid, das sich treppauf bei ihrer etwas vorgebeugten Haltung ganz glatt an den Körper schmiegte.

„Welch eine herrliche Erscheinung!“ fühlte der Jüngling hinter ihr. Dieses kraftkündende Ebenmaß ihrer hohen Gestalt, die elastischen, reisen Rundungen, die wiegende Lebhaftigkeit der Hüften, dieses berückende Spiel der Formen und Falten! ... Ein blickbannender, nervenspannender Magnetismus riß ihn fort.

Da... mitten auf der Treppe... wie getroffen von der Verwegenheit seiner Blide... wandte sie den Kopf und erröte. Zwei glühende Augenpaare... Himmel, war das ein Zusammenprall!

Martin mußte sich halten am Geländer. Ihr Schatten ruhte einen Moment an der Wand.

„Man wird so müd' von dem vielen Treppauf und ab!“ hauchte sie zwischen zwei Atemzügen. Ein paar Tritte noch... dann ging sie rasch durch den Korridor ins Wohnzimmer,

Um Zeit und Ruhe zu gewinnen, legte er den Überrock, Hut und Stock umständlich ab, kämmt mit gespreizten



hans Widmer: Sennen beim Abendstis.

Fingern die Haare zurück und preßte die kalten Hände an die brennenden Wangen. Dann über die Schwelle —

Wieder sah sie ihm voll ins Gesicht.

Und jetzt... jetzt wogten alle seine Gefühle zusammen, und seine betäubende Angst verging in der tränenden Sehnsucht. Heiß, schmerzlich rang sich sein Blick los, voll Liebesnot... Das Werben der ersten Begierde.

Noch ein Pulsschlag dumpfer Unentschiedenheit; endlich sagte sie gutherzig: „Wollen Sie vielleicht lieber Glühwein trinken? Ich glaub' fast, das wird sie besser durchwärmen. Sehen Sie sich derweil, Herr Lint.“

(Fortsetzung folgt.)